

---

ULRICH SCHULZ-BUSCHHAUS

*Das Aufsatzwerk*

Institut für Romanistik | Karl-Franzens-Universität Graz

Permalink: <http://gams.uni-graz.at/o:usb-06B-315>

## Akademische Charakterköpfe

### 1

Von den Kollegen wird Hilarion vor allem wegen seiner Zuverlässigkeit geschätzt. Man weiß, daß es ihm bei seinen Forschungsberichten um die Wahrheit geht. Um ein richtiges Bild von Klassik, Barock oder Renaissance zu vermitteln, arbeitet Hilarion seit Jahrzehnten die neuere und neueste Forschung auf. Niemand ist wie er über Ergebnisse und Errungenschaften informiert, in denen maßgebliche Forscher übereinstimmen; niemand sieht klarer die Mängel der Dilettanten, welche den Stand der Forschung – letztthin beängstigend oft – verfehlen.

Die stärksten Seiten seiner Zuverlässigkeit kann Hilarion auf Symposien entfalten. Da er den Stand der Forschung kennt, vermag er zu präsidieren wie kein anderer. Auch in fortgeschrittenem Alter überwacht er noch akkurat die Redezeiten, leitet mit diskreter Energie die Diskussion, faßt Thesen zusammen, unterstreicht den Konsens und ruft zur Ordnung, wer den Konsens bricht.

Hilarion hat keine Feinde. Nur als er die dritte Festschrift und zugleich den verdienten Orden in Empfang nahm, hieß es gelegentlich, er werde – bei allen Meriten – doch ein wenig überschätzt.

### 2

Theagenes war unter den Kollegen lange Zeit berüchtigt. In den frühen sechziger Jahren kämpfte er für Europa und – als anglistischer Literaturwissenschaftler – gegen den Anachronismus nationalliterarischer Perspektiven, freilich nicht mit der (für einen Assistenten) gebotenen Umsicht, sondern mit Wucht. 1966 entdeckte Theagenes die faschistische Vergangenheit seines Fachs. Engagiert entschlossen, sie durch Trauer und Sühne zu bewältigen, mußte er 1968 erkennen, daß sein Fach auch an einer faschistoiden Gegenwart teilhatte.

Dieser Erkenntnis entsprang eine Streitschrift, welche zwischen Gegenwart und Vergangenheit jene Kontinuitäten sichtbar machte, die von den Altvordern des Fachs noch immer geleugnet wurden. Die Streitschrift zeigte, daß speziell die spätkapitalistische Shakespeare-Forschung trotz – oder wegen – ihrer scheinbaren Politikferne in letzter Instanz auf die völkische Shakespeare-Forschung der Nationalsozialisten zurückging. Von eigener Shakespeare-Forschung nahm Theagenes nun Abstand,

zumal er aufgrund seiner Erkenntnis als Professor für kritische britische Landes-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaft an die Reformuniversität eines sehr kleinen norddeutschen Landes berufen wurde.

Zu den Impulsen, die Theagenes dort gab, zählen die Erarbeitung praxisrelevanter Curricula und die Herausgabe der landeswissenschaftlichen Zeitschrift *CritBrit*. So kämpfte Theagenes während der siebziger Jahre für eine interdisziplinäre England-Forschung in emanzipatorischer Absicht, was um so dringlicher schien, als die Seminarbibliotheken zweier bayrischer Universitäten sich weigerten, *CritBrit* zur Kenntnis zu nehmen. Im Laufe der Zeit wurden von Theagenes und seinen MitarbeiterInnen progressiv neue Emanzipationsfronten errichtet, welche nicht mehr allein die Sache des Proletariats betrafen. Dabei kam es zu internen Konflikten, als der Herausgeber sein Interesse vom Thema Nordirlands zum Thema der Frau verlagerte. Theagenes selbst stieß auf Kritik; denn 1978 unterlief ihm – in einem Essay über Filme David Hamiltons – die Unaufmerksamkeit, den männlich perspektivierten Begriff „Anmut“ ohne distanzierende Anführungszeichen zu gebrauchen.

Danach wurde es immer schwerer, in Theagenes' Kämpfen deutliche Frontlinien auszumachen. 1985 publizierte er eine monumentale Studie über Robert Brownings *Der Ring und das Buch*, in der er das herkömmliche, auch von Hilarion vertretene Browning-Bild revolutionierte und gleichzeitig die ästhetischen Kategorien der Widerspiegelung und des Typischen (welche einst „alle Ansätze zu adäquaten marxistischen Browning-Lektüren vereitelt hatten“) einer radikalen Kritik unterzog. Die Rezensionen der Fachkollegen fielen jetzt freundlicher aus als früher, auch wenn eine Besprechung die zahlreichen autobiographischen Einschübe der Monographie rügte, um sie dann freilich nachsichtig als Indiz für Theagenes' selbstreferentiellen Altersstil zu werten. In diesem Zusammenhang sollte noch erwähnt werden, daß seit neuestem die Notiz eines Frankfurter Verlags vorliegt, welche – neben einer Aufsatzsammlung – Theagenes' Memoiren ankündigt: als den „singuläre(n) Erfahrungsbericht eines kämpferischen Intellektuellen, der keine Furcht kennt außer vor dem antiintellektuellen Laster des Konformismus“.

### 3

Einen Kongreß, dem Hilarion präsierte, hat Hermagoras, obwohl selber ein enthusiastischer Kongressist, nie besucht. Die Übereinkünfte der maßgeblichen Forscher erscheinen ihm so langweilig wie – unter philosophischen Gesichtspunkten – prekär. Mit Theagenes ist Hermagoras nur ein einziges Mal zusammengetroffen. Auf ein zweites Mal verzichtete er, als ihm berichtet wurde, daß Theagenes die Geschmacklosigkeit besessen habe, noch im Jahr 1985 die Ästhetik eines Georg Lukács zu widerlegen. In jenem Jahr war Hermagoras unter anderem damit beschäftigt gewesen, bestimmte Gehlensche

Argumente der „post-histoire“ zuzuspitzen und systemtheoretisch zu überwinden. Ein Jahr später nahm er luzide wahr, wie sich in der Dekonstruktion ein unausweichliches epistemologisches Jenseits der Systemtheorie anbahnte. Auch als im Sommer 1992 die Schriften Robert M. Ferraras nach Konstanz und Siegen gelangten, gehörte er zu den ersten Vermittlern, die das kritikkritische Programm der „Condestruction“ in der Alten Welt bekannt machten. Vor zwei Wochen ist – von Hermagoras ediert – der Sammelband *Beyond Condestruction* erschienen.

4

Was Hermagoras erregt, läßt Gerontes kalt; denn Gerontes betreibt die Mediävistik als eine Art Realpolitik. Für beide Disziplinen ist es – wie Gerontes gemerkt hat – notwendig, ein ökonomisches Verhältnis von Geistesinvestition und Machtgewinn herzustellen. So trug Gerontes, der Mediävist, mit vernünftig bemessenem Arbeitsaufwand ein neues Handbuch zur mittelhochdeutschen Metrik zusammen. Wegen seiner Übersichtlichkeit wurde es oft gelobt und erntete nur einen einzigen, dissonant neidischen Plagiatsvorwurf. Als Realpolitiker assoziierte Gerontes sich der im Lande herrschenden Partei, welche ihrerseits die nüchterne Rationalität des Mediävisten erkannte (außerdem im vollen Bewußtsein ihrer Herrschaft auch den Traditionen festlicher Minnedichtung nicht gänzlich abgeneigt war) und seine Karriere durch Rektorate und Akademien großzügig zu fördern wußte.

Im Laufe dieser Karriere drang Gerontes schließlich in die tiefsten Arkana politisch-akademischen Verhaltens vor (obwohl dem vorwiegend germanistisch Gebildeten Machiavelli und Gracián in der Lektüre ein Graus blieben). Er lernte es, vor ehrfurchtsvollen Gelehrten wie ein Politiker zu reden und vor staunenden Politikern wie ein Wissenschaftler. Besonders klug übte Gerontes das Amt des Akademiepräsidenten aus, da er instinktiv wußte, daß die Worte eines Präsidenten – gleich ob der Akademie oder des Staates – „etwas ruhig Allgemeines und göttlich Nichtssagendes“ in sich tragen müssen (wie sein Assistent – einen großen deutschen Schriftsteller zitierend – hinter vorgehaltener Hand zu bemerken pflegte). Die größte Tat vollbrachte Gerontes indes – der Emeritierung entgegensehend – beim Arrangement seiner Nachfolge. Göttlich nichtssagende und menschlich vielsagende Worte in ungezählten Telefonaten mischend, überzeugte er die zuständige Kommission von ihrer Pflicht, niemand anders als seine liebevolle Assistentin Charikleia zur Berufung vorzuschlagen.

Immerhin hat auch Charikleia, die sich gleichfalls politisch engagiert, nach dem Vorbild des Meisters einiges zusammengetragen. Von ihr stammt ein Handbuch, das in drei Abschnitten erneut die Propositionen der Exordialtopik mittelhochdeutscher Hagiographie versammelt. Alle Rezensenten waren sich

darin einig, daß es noch übersichtlicher gegliedert ist als Gerontes' Metrik. Deshalb hat Charikleia recht, wenn sie ihre StudentInnen seitdem unablässig zur Solidität ermahnt und erfolgreich vor überspannten theoretischen Fragen warnt.

## 5

Wie kein anderer vertritt Timantes, der weltweit Geachtete, das Prinzip des Dialogs, mit dem er menschenfreundlich jenes der Dialektik ersetzen möchte. Ihm ist bewußt, daß Rezeption, Produktion, Kommunikation und Argumentation allein als Gespräch vonstatten gehen dürfen, so sehr die Wissenschaft auch – was ihre alltägliche Praxis betrifft – monologischen Ermächtigungen ausgesetzt bleiben mag. Solche Ermächtigungen aufzudecken und gewissermaßen zu überführen, bildet Timantes' höchstes Ethos. Man weiß, daß er hier unerbittlich ist, und zumal die jüngeren Kollegen sind bemüht, sich dementsprechend zu verhalten. Trotzdem kann ihre Dialogizität Timantes' Ansprüchen kaum je gerecht werden, weshalb seine olympischen Augen nicht ablassen, Blitze des Zorns, ja der Empörung auszusenden. Kongresse verläßt Timantes in berechtigtem Grimm meist vorzeitig und selten ohne Eklat.

Klitiphon gilt als kompetentester deutscher Übersetzer der Schriften Lyotards. Er ist überzeugt, daß keine Kommunikation fundamentalen Widerstreit aufheben kann und daß manche Differenzen auch durch Dialog nicht zu begleichen sind. Die Kollegenschaft hegt deshalb fundierte Zweifel an der Menschenfreundlichkeit von Klitiphons Positionen. Da er sie aber mit leiser Stimme vertritt, wird seine Skepsis, die speziell das Telos der Verständigung und der Versöhnung entwerfen möchte, weitgehend toleriert. Bei Kongressen, die er stets aufmerksam bis zum Ende verfolgt, ist Klitiphon ein nicht nur geduldeter, sondern im Grunde gern gesehener Gast (wiewohl das niemand ausdrücklich anerkennt). Seine beflissene Präsenz hat wenig Störendes, und nur gelegentlich geht von dem nachsichtigen Lächeln, das um seine olympischen Lippen spielt, eine irritierende Wirkung aus. Klitiphons wenige wirkliche Feinde pflegen dann die Brauen hochzuziehen und an das bodenlos Konzessive seiner Einstellungen zu erinnern.

## 6

Geistesgegenwärtig eine Anregung des Industriellenverbands aufgreifend, hat das Ministerium neue Studienpläne unterbreitet, welche für alle Lehramtskandidaten neben dem jeweils fachspezifischen, dem fachdidaktischen und dem pädagogischen Curriculum die Vermittlung von gründlichen Kenntnissen in Informatik und elektronischer Datenverarbeitung vorsehen. Nach den Wünschen des Ministeriums

soll diese Vermittlung im Ausmaß von sechs Semesterwochenstunden betrieben werden. Die Vertreter der Studentenschaft protestieren, indem sie als treibende Kraft hinter dem neuen Leistungsdruck eine brutale Tendenz zu verschärfter Selektion und zu gesellschaftsfeindlichen Elitebildungen ausmachen. Die Vertreter des Mittelbaus begrüßen im Prinzip das Innovative des Vorschlags, der endlich an verkrustete Fachstrukturen zu rühren wagt, verlangen aber eine wesentliche Erhöhung der Lehrauftragsmittel und eine entsprechende Verlängerung der Regelstudienzeit. Außerdem wird in der Stellungnahme des Assistentenverbands bemängelt, daß „bei der Initiierung gesellschaftlich notwendiger und wissenschaftlich längst überfälliger Reformen auf seiten des Ministeriums der demokratische Willensbildungsprozeß wieder einmal nicht hinlänglich zum Tragen gekommen ist“.

Unter den Professoren sind die Meinungen geteilt. Von den Emeriti Hilarion und Gerontes war zu hören, sie hielten es für unklug, sich den Wünschen des Ministeriums intransigent zu verweigern. Schließlich gelte es zu berücksichtigen, welche Hilfe die elektronische Datenverarbeitung, deren Funktion man weder allzusehr verklären noch umgekehrt verteufeln sollte, im Bereich der Metrik und generell bei der Erstellung von Forschungsberichten leisten könnte. Dagegen weist Euphrosyne, eine Schülerin des Timantes, auf die unabsehbar fatalen Konsequenzen der neuen Studienpläne hin, welche das schon seit langem drohende Rollback eines affirmativen Positivismus begünstigten. In ihrem Arbeitsbereich, der modernen französischen Literatur, würden nun Konkordanzen, Worthäufigkeitslisten und Repertorien von Stilfigurinen das Feld philologischer Aktivität besetzen und die letzten Residuen ästhetischer Erfahrung verdrängen. Ähnlich entschieden, doch mit anderen Akzenten reagiert Philemon, ein Schüler des Hermagoras. Er stellt befriedigt fest, daß die obsoleten alteuropäischen Traditionen der Hermeneutik durch die nachholende Medienrevolution des Ministeriums jetzt offenbar endgültig auf dem Abfallhaufen der Geschichte landen. Was auch immer gegen das Ministerium ansonsten einzuwenden sei, mit dieser EntschlieÙung habe es jedenfalls die Prämissen geschaffen, unter denen die kulturwissenschaftliche Avantgarde eine echte Chance erhalte, dem seit langem drohenden Rollback der Rephilologisierung und ihrer repressiven Sinnsuche erfolgreich zu widerstehen.

## 7

Timagenes ist der hagerste aller Professoren. Er benötigt so gut wie keinen Schlaf, was dem systematischen Verfahren, mit dem er sich als Linguist die Strukturen typologisch entlegener Sprachen erschließt, sehr zugute kommt. Während der seltenen Abendstunden, in denen ihn das eigene Studium ermüdet, widmet er sich dem engeren Kreis seiner Schüler, die er in fünf Arbeitsgemeinschaften betreut. Diese Arbeitsgemeinschaften, welche Timagenes nach den für ihn zentralen Disziplinen

seiner Wissenschaft konstituiert hat, sind ihrerseits nach den wesentlichen Subdisziplinen der Hauptforschungsfelder des Fachs wiederum in kleinere Workshops unterteilt. Wichtig ist für Timagenes, daß bei der geplanten Enzyklopädie, die er – unterstützt von zehn Kollegen – mit einer grundlegend neuen Systematik vorlegen möchte, kein Forschungsfeld unberücksichtigt bleibt.

Die Diskussion in Workshops und Arbeitsgemeinschaften erreicht oft außerordentliche Intensität. Sie erklärt sich – natürlich – aus den stetigen Fortschritten der Einzelforschung, zugleich aber auch aus der Vielfalt immer neuer Systematisierungsvorschläge, mit denen Timagenes andauernd konfrontiert wird. Da die letzteren nicht weniger rasch aufeinander folgen als die ersteren, ist Timagenes in den zwanzig Stunden seines Arbeitstags weithin von dem Bemühen ausgelastet, die wachsende Summe der ihm bekannten Systematisierungsvorschläge derart zu systematisieren und zu kritisieren, daß für den eigenen Vorschlag noch eine Zone grundlegender Neuheit reserviert erscheint. Die Enzyklopädie schreitet derweil kaum voran und wird wohl lange auf sich warten lassen. Manchmal überlegt Timagenes, ob es nicht klüger wäre, auf den Plan einer systematischen Enzyklopädie der Linguistik zu verzichten und statt dessen eine Enzyklopädie der verschiedenen Systematiken des linguistischen Wissens zu erstellen. Auch für ein solches – bescheideneres – Projekt ließe sich die anfallende Arbeit sinnvoll teilen, und einige – zunächst allerdings erst historisch definierte – Abgrenzungen von Arbeitsgemeinschaften oder Workshops stehen Timagenes glücklicherweise bereits deutlich vor Augen.

## 8

Theophrast war in seiner Jugend beinahe so dürr wie Timagenes. In jener Zeit ähnelte Theophrast dem Freund auch insofern, als er optimistisch aufs Ganze ging. Sein Projekt bestand in einer allgemeinen Semiotik des Literarischen, die aus der Taxonomie aller denkbaren kommunikativen Formen erwachsen sollte. An diesem Projekt arbeitete er mit Unterbrechungen zwischen 1971 und 1975, bis ihn ein ehrenvoller Ruf von Mannheim nach München beförderte.

Welche Motive und Umstände das Projekt letztlich versanden ließen, ist Theophrast heute selbst nicht mehr bewußt. Vielleicht erging es Theophrast inmitten seiner Deduktionen wie dem jungen Hofmannsthal, indem ihm zwar nicht die Worte, wohl aber die Formeln unter der inadäquat altmodischen Feder zerfielen. Vielleicht war auch sein Ehrgeiz mit dem Münchner Ordinariat saturiert, und vielleicht litt er schlicht an einer Überfülle von Seminararbeiten, die er durch eigene theoretische Entwürfe nicht noch weiter anregen und multiplizieren wollte. Kurz: Theophrast legte die allgemeine Semiotik des Literarischen spätestens im Frühjahr 1976 beiseite. Freunden und Bekannten erklärte er, es sei ihm jetzt

methodologisch unmöglich geworden, die ursprünglich konzipierten emanzipatorischen Intentionen seiner Studie mit der ebenso ursprünglich konzipierten Polemik gegen historische Betrachtungsweisen plausibel zu vereinen.

Überhaupt stellte Theophrast nach 1976 für einige Jahre das Schreiben ein. Nur wenn er morgens durch eine Pollution erwachte, entsann er sich verblüfft, daß dem Erwachen Träume vorausgegangen waren, in denen er sich als Autor avantgardistischer Prosatexte erblickt hatte, welche die eingeübten Lese- und Wahrnehmungsgewohnheiten des Publikums radikal veränderten. Die genauere Beschaffenheit dieser Texte blieb ihm freilich verborgen, da sie nicht aus der Nacht in den Tag zu retten waren. Erst in den achtziger Jahren erlebte Theophrast staunend, was die Schriftstellerei seiner Kollegen auch jenseits ihres gelehrten Zirkels zu bewirken vermochte. Ein italienischer Professor schrieb über das verschollene zweite Buch der *Poetik* des Aristoteles einen mediävistischen Kriminalroman, der nach Gerontes' Besprechung auf miraculöse Weise zum Bestseller avancierte. Wenig später übertrumpfte ein deutscher Professor den Welterfolg des Italieners mit dem faszinierenden Bericht von einem Raucher, der zu einem Nicht-Raucher werden möchte. Theophrast, der Nicht-Schreiber, erblaßte vor Neid.

So besann er sich am Ende der Karriere auf seine Anfänge und zerlegte, was die allgemeine literarische Semiotik an Methodenreflexion entwickelt hatte, in ein knappes Brevier von Aphorismen. Dessen schmaler Umfang kontrastiert merkwürdig mit dem Embonpoint, den Theophrast inzwischen angesetzt hat.